

Diaphaner Hedonismus

Sebastian Knöpker

Diaphan meint ein Durchscheinen durch ein vordergründig Präzentes hindurch. Das klassische Beispiel für das Diaphane ist das Palimpsest, ein Pergamentpapier, welches neu beschrieben worden ist und hinter einer dünnen Schicht Tünche noch das darunter Geschriebene durchschimmern lässt. Das Diaphane gewinnt hedonistische Qualitäten, wird ein Anschein erzeugt, der etwas Attraktives hinter dem vordergründig Gegebenen vermuten lässt und so als Anschein bereits eine Freude ist. Grundbeispiel hierfür ist im erotischen Bereich das Negligé, das Formen und Farben durchscheinen lässt.

Diese Art des Diaphanen, in der im Medium des Optischen etwas durchscheint, lassen wir im Folgenden beiseite und beschäftigen uns mit einem Sich-Abzeichnen, das keinerlei Restsichtbarkeit mehr benötigt. Was nämlich durchscheint, muss überhaupt nicht in einer Form der Anschauung gegeben sein, was sich in einer einfachen Analyse einer jeden optischen Wahrnehmung zeigt. Demnach gilt: der optisch wahrgenommene Gegenstand „Haus“ ist nur dann ein Gegenstand, wenn er mehr als bloße Vorderfront ist. Da aber nur diese Vorderansicht gesehen wird, ist ein Unterschied zwischen Gegenstand und Teilansicht dieses Gegenstandes in aktueller Anschauung zu machen. Im Falle der Hauswahrnehmung besteht der Überschuss des Gegenstandes gegenüber der aktuellen Anschauung in den nichtaktualisierten Seiten- und Rückansichten. Der Gegenstand braucht also mehr als eine Ansicht, um Gegenstand zu sein (vgl. Husserl 1966a).

Die Präsenz des Gegenstandes „Haus“ als *Voll Ding* bleibt nun auch erhalten, wechselt die Teilanschauung vom Haus. Durch alle Abschattungen des Gegenstandes hindurch erhält sich also dessen Identität und Präsenz vollständig. Im Falle der Wahrnehmung eines Hauses lässt sich der graduelle Übergang von maximaler Anschauung zum reinen Leerhorizont (Haus als „Stimmung“) praktisch aufzeigen. Sei die maximale Anschauung die unverstellte Sicht auf drei von sechs Seiten eines quaderförmigen Hauses, so bleibt der Gegenstand „Haus“ auch in jenem Fall erhalten, sieht man nur zwei Seiten. Dabei wird die Identität des gesetzten Gegenstandes in der Regel auch dann beibehalten, wenn unterschiedliche Seiten angeschaut werden. Von den sechs Seiten (a,b,c,d,e,f) ergeben *a,b,c*

denselben Gegenstand „Haus“ wie *d,e,f*, wie *b,d,f*, usw. Auch die Anschauung von *a* und *b* heben die Identität nicht auf. Sogar nur eine angeschaute Seite und sogar nur ein Teil dieser Seite führen nicht dazu, keinen intentionalen Gegenstand Haus mehr setzen zu können. Und selbst der kleine Ausschnitt einer Seite bei starkem Nebel muss nicht zur Aufhebung des intentionalen Gegenstandes führen.

Durchscheinen heißt also somit, dass etwas wahrgenommen wird, was keine Anschaulichkeit besitzt und durch kein noch so gut geschultes Spürauge gesehen werden kann. Prinzipiell gilt dabei, dass jede äußere Wahrnehmung von Gegenständen auf ein solches Durchscheinen angewiesen ist. Ohne eine Vorzeichnung der Seiten- und Rückansichten außerhalb der Anschauung könnte es keinerlei Anschauung geben. Diese Vorzeichnungsleistungen nennt Husserl *passive Synthesen*. Ihr Medium ist die Affektivität, was soviel bedeutet, dass vom Haus ein Teil aktuell in Anschauung gegeben ist und ein Teil in affektiven Zuständen. Diesen Fühlen hat dabei einen epistemischen bzw. doxischen Gehalt, der eben darin besteht, die Rückseite des Hauses überhaupt zu intendieren, dann aber auch ausgestattet mit weiteren Merkmalen, wie „Rückwand mit Hintereingang“, „Rückwand von Efeu überwuchert“. Husserl behauptet also, dass affektive Zustände Wissen bzw. Vermeinungen nicht ausschließt, sondern so wie die Sprache enthalten kann. Er kommt in *Analysen zur passiven Synthesis* (1966a) auf diese These durch eine Reihe von Analysen äußerer Wahrnehmungen, in denen er zeigen kann, dass die aktuelle Anschauung eines Gegenstandes weniger enthält, als der evident gegebene Gegenstand an Merkmalsbestimmungen enthält.

Dasselbe Verhältnis von perzeptivem Kern und Vollgegenstand gilt dabei auch für den akustischen Sinn. So bildet der gegenwärtig gehörte Ton nur zusammen mit dem, was als Schallereignis in der Welt bereits verklungen ist, und mit jenem, was noch nicht erklingen ist, aber antizipiert wird, eine Klangeinheit. Hörte man jeweils nur einen aktuell erklingenden Ton, so könnte man niemals Akkorde, Melodien gesprochene Wörter hören (vgl. Husserl 1966b).

Es gilt schließlich auch für den Tastsinn: Das Ertasten eines Gegenstandes bedeutet stets, ausgehend von einem aktuellen Tasteindruck einen Vollgegenstand in der Wahrnehmung zu setzen. Ertastet wird nur ein kleiner Ausschnitt des Gegenstandes, wahrgenommen wird aber der ganze Gegenstand. Es liegt also ein Überschuss des Gegenstandes gegenüber der tatsächlich aktualisierten Teilanschauung vor, etwa in dem Fall, wo man durch einen Briefumschlag einen Schlüssel ertastet. Dasselbe gilt auch für einen auf den Boden gefallenen Schlüssel. Tastet man in völliger

Dunkelheit die Oberfläche planvoll ab, so weiß man, wonach man tastet. Nämlich nach dem Gegenstand „Schlüssel“, zu dessen haptischen Erkennen das Ertasten eines kleinen Teils des Schlüssels reicht. Es genügt also, ein Verhältnis von aktueller Berührung zu möglicher Berührung zu realisieren, bei welchem das Mögliche das Aktuelle bei weitem übersteigt. Das Potenzielle ist dabei mehr als möglich: Es ist effektiver Bestandteil der Wahrnehmung des Gegenstandes.

Anders sieht es bei der erotischen Berührung aus, bei welcher kein Gegenstand ertastet wird. In dieser Hinsicht ist das Empfinden von Ekel aufschlussreich. Fasst man etwa in eine glitschige Masse und empfindet Ekel, so ist dieses Eklige kein Gegenstand wie ein ertasteter Schlüssel. Negativ ausgedrückt, ist das Eklige nicht wie ein Haus mit hinreichend konkreten Eigenschaften wie den Rück- und Seitenansichten sowie der inneren Ausstattung des Hauses bestimmt. Das Ekelige ist gerade dadurch bestimmt, unbestimmt zu sein. Diese Unbestimmtheit wiederum ist wohl vage, aber dennoch in dieser Vagheit bestimmt. Das Ekelige ist ja ein anderer Name dafür, ein Verhältnis der realen Anschauung z.B. einer gallertartigen Masse zu einem Horizont möglicher Bedeutungen (hygienische Befürchtungen, sexuelle Konnotationen etc.) anzuzeigen. In diesem Verhältnis übersteigt das Mögliche das real anschaulich Gemachte bei Weitem.

Das Ekelige kann nicht klarer erfasst werden, beschäftigt man sich näher mit ihm. Es gibt eine Grenze der näheren Kenntnisnahme, jenseits der das Ekelige abnimmt, obwohl es immer klarer und mit mehr Details wahrgenommen wird. Beschäftigt man sich eingehend und mit Akribie mit dem Ekeligen, so wird der Charakter des Ekels in der Regel vollständig vergehen. Der Grund hierfür liegt darin, dass im Kern nicht das reell Gegebene den Eindruck des Ekels hervorbringt, sondern der Leerhorizont an möglichen Beschaffenheiten des ekeligen Materials. Kurz: je klarer und distinkter das Ekelige wahrgenommen wird, desto unschärfer und weniger präsent wird es.

Erotische Fernnähe als durchscheinende Lust

Die erotische Berührung gewinnt ihren lustvollen Charakter wesentlich dadurch, sich voraus zu sein, also ein Verhältnis von möglichen Berührungen zur aktuellen Berührung auszumachen, in welchem das Mögliche dominiert und den Kern des Erlebnisses ausmacht. Anders ausgedrückt bildet die gerade aktualisierte Berührung einen gemeinsamen Punkt oder eine gemeinsame Fläche mit dem Leib

des Anderen, aber diese Unmittelbarkeit macht nicht den zentralen Reiz des Erotischen aus. Was noch nicht berührt wird, aber berührt werden könnte, erscheint als eine „Leere, die nicht nichts ist“. Versucht man diese Möglichkeiten dadurch einzuholen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu berühren und damit auch berührt zu werden, so wird man damit den Horizont des Möglichen zerstören und nur noch ein haptisches Fühlen empfinden, demnach man von etwas Gegenständlichen berührt wird. Drückt man auch noch so fest zu, so bleibt nicht mehr als ein Sinneseindruck, der die Form und den Widerstand des Berührten wiedergibt.

Soll das erotische Erleben weiter Bestand haben, so braucht es eine Möglichkeitenwirtschaft, in der die aktuelle Berührung stets eine Vielzahl an möglichen Folgeberührungen offen lässt. Verbraucht man zu viele von diesen Möglichkeiten in zu kurzer Zeit, so wird die erotische Anziehungskraft erlahmen. Mit Lévinas ausgedrückt verliert sich die erotische Spur, die sich auf sich selbst hin entzieht, geht man ihr zu sehr nach: es gibt stets ein Drängen, einen Zug, weiter zu berühren, aber diese Spur würde zerstört werden, folgt man ihr zu sehr (vgl. Lévinas 2003, 286 ff.) Die Spur führt also nirgendwo hin, so wie eine frische Fährte im Wald irgendwann zu einem Tier führen wird, verfolgt man sie rasch genug, sondern sie ist sich ihr eigener Inhalt.

Die unmittelbare Nähe der Berührung erhält so eine Ferne, die Fernnähe heißt, weil in ihr die gerade aktuelle, direkte Berührung eine Einheit mit den noch nicht realisierten Berührungen des unmittelbar Bevorstehenden gegeben ist. Das ist kein Paradox, denkt man daran, dass die möglichen Folgeberührungen bloß appräsentiert sind, nämlich als Möglichkeiten vorgezeichnet sind, die indessen durch ihr affektives Empfundensein keineswegs mehr den Status des Möglichen haben, sondern den des Reellen. Diese Realität besteht darin, dass sich die vorgezeichneten Möglichkeiten ein effektives Medium besitzen müssen, indem sie sich zeigen. Anders ausgedrückt, ist das Phantasma möglicher Berührungen eben nur potenziell, aber die Weise der Erscheinung von ihr ist es keineswegs, da sie sich wirklich als Fühlen, als gefühlte Möglichkeiten zeigen. Ich weiß nicht, ob diese Möglichkeiten eintreten, aber in dem ich sie phantasieren, zeigen sie sich in einem Medium, welches seinerseits nicht phantastisch ist, sondern manifesten Charakter besitzt.

Kapitalismus als diaphane Lustbarkeit

Das Diaphane findet sich auch im Kapitalismus, dessen Faszination wesentlich auf dem Durchscheinen von Möglichkeiten beruht. Dabei meinen wir wiederum Möglichkeiten als solche, also das Potenzielle als reell Empfundenes, das von nachfolgender Erfüllung oder Enttäuschung unabhängig ist. Der Kapitalismus verspricht immer mehr, als dass er zu halten im Stande ist: das definiert ihn geradezu und ist seine Stärke wie seine Schwäche, wobei wir hier mit Stärke die Bezauberung durch die unzähligen Möglichkeiten meinen, die der Kapitalismus bietet. Schein und Sein trennen wir dabei auf die Weise, dass das Scheinbare in der Nichterfüllung der Mehrzahl der Versprechungen des Kapitalismus liegt und das Sein in dem Empfinden der Möglichkeiten als Möglichkeiten.

Klarheit gewinnt diese Unterscheidung, begibt man sich an einen Ort, der den Kapitalismus geradezu inkarniert. Ein solcher Ort ist gegenwärtig Shanghai, wo der Kapitalismus ein Werden in Szene setzt, das alles verspricht. Eine Baustelle reiht sich an die andere, statt Fahrrädern fahren Autos auf achtspurigen Autobahnen und im Zeitraffertempo wird aus brach liegenden Grundstücken weit vor der Stadt Bauland, das zu sehr guten Preisen verkauft wird.

Nüchtern betrachtet, entstehen auf den Baustellen profane Gebäude, die kaum fertiggestellt an den Rändern bereits zerkrümeln, da sie aus schlechten Materialien gebaut worden sind. Es gibt keine Bäume oder Freiflächen mehr und statt dass eine Stadt im besten Sinne der Urbanität entstehen würde, ergibt sich nur ein Ort, an dem Millionen Menschen auf engem Raum gedrängt leben. Auch ist es so, dass ein zukünftiges Shanghai, in dem das Meiste fertiggestellt sein wird, kaum etwas von dem, als es noch im Werden ist, halten wird. Und dennoch: der Moment, in dem all das Halbfertige wunderbare Geschäfte und eine wunderbare Zukunft verspricht, ist für sich vollkommen wirklich. Und selbst als Besucher, der dort keine Geschäfte machen wird, kann man eine Bezauberung von den Möglichkeiten dieses Ortes empfinden.

Dabei gilt: je unbestimmter die Möglichkeiten sind, desto intensiver werden sie als Fülle empfunden, und je konkreter sie werden bzw. je näher sie an ihre Erfüllung rücken, desto stärker verblassen sie. Es ist also nicht so, dass die Wirklichkeit mit dem Grad zunimmt, wie die Möglichkeiten in Realität überführt werden, sondern ab einem bestimmten Punkt ihrer Realisierung an Wert und

Wirklichkeit abnehmen. Umgekehrt dürfen sie auch nicht zu unbestimmt und zu allgemein sein; sie müssen sich in einem Bereich halten, indem sie in der Mitte zwischen äußerster Potenzialität und vollendeter Wirklichkeit angesiedelt sind. Gäbe es nur Möglichkeiten und keine in Wirklichkeit überführten Potenzialitäten, gäbe es keine Bezauberung; gäbe es nur eine vollendete Wirklichkeit, könnte es keine diaphane Lust geben. Dabei ist das Diaphane für den Kapitalismus nicht ein Ornament, sondern wesentliches Element. Der Kapitalismus ist tatsächlich eine *Ökonomie der Möglichkeiten* und schöpft seine Kraft aus seinem sich ständig erneuernden Zustand des *in statu nascendi*. Dabei ist die Schaffung eines Übergewichtes an Möglichkeiten im Verhältnis zu Verwirklichtem nicht als Chimäre zu sehen, da zwar jede einzelne Möglichkeit früher oder später erfüllt bzw. enttäuscht wird, aber die dauernde Erzeugung der Möglichkeiten stets eine Konstante bleibt. Mit anderen Worten vergeht jede einzelne Möglichkeit, aber das Leben in Möglichkeiten selbst nicht. Der Kapitalismus als reale Ökonomie ist damit ein diaphaner Hedonismus wie auch ein Antihedonismus. Letzteres gilt dann, wenn der Kapitalismus diaphane Unmöglichkeiten erzeugt, was beim dauerhaften Ausschluss von Menschen aus dem Erwerbsleben, einem seiner Grundziele, der Fall ist. Dem Erwerbsarbeitslose wird sich die Zukunft als bereits entwertet zeigen, glaubt er an Wert und Wirklichkeit der Arbeit im Kapitalismus. Es heftet sich an sein Bewusstsein ein Horizont an Vergeblichkeit, so dass jedem Augenblick ein Fleck angehängt wird, bevor er überhaupt gelebt wird.

Diaphane Lust am Beispiel des Landschaftserlebens

Jeder Gegenstand, den man sieht, ist notwendig diaphan, da es stets eine Unterdeckung von aktueller Anschauung zu Vollgegenstand gibt, aber tatsächlich der volle Gegenstand für den Wahrnehmenden präsent ist. Dieses Durchscheinen hat stets eine epistemische Funktion, da man keinen einzigen Gegenstand, egal wie er beschaffen sein mag, sehen könnte, gäbe es nicht einen affektiven Leerhorizont. Es kann auch hedonistisch von Wert sein, wie bereits anhand der Erotik und der Bezauberung durch den Kapitalismus angedeutet. Der hedonistische Mehrwert liegt dabei nicht primär darin, einen epistemischen Vorgriff auf das, was nicht aktuell angeschaut ist, vorzunehmen, sondern einen offenen Horizont an Möglichkeiten zu erzeugen.

Das Mobiltelefon ist beispielsweise ein Gegenstand, dessen

Möglichkeitenhorizont nicht in erster Linie in den unangeschauten Seiten- und Rückansichten besteht, sondern in der Möglichkeit, dass es jederzeit klingeln könnte. Sehe ich mein Mobiltelefon, dann sehe ich diese Möglichkeit nicht, aber die Gesamtwahrnehmung des Telefons enthält sie, ja mehr noch, macht geradezu diesen Gegenstand aus. Der Horizont an Möglichkeiten, dass mich jemand anrufen oder antexten kann, kann dabei sehr unterschiedlich ausfallen. Er kann darin bestehen, dass man allgemein die Möglichkeit empfindet, angerufen zu werden. Er kann aber auch sehr viel bestimmter ausfallen und nur eine Möglichkeit enthalten, nämlich von einer einzigen Person angerufen zu werden.

Das Interessante dabei ist, dass der Möglichkeitenhorizont, der den Gegenstand weit eher in meinem Erleben ausmacht als der Gegenstand in seinen manifesten Qualitäten, nicht nur allgemein oder spezifisch bestimmt sein kann, sondern in seiner Potenzialität einen Gegenstand für sich bilden kann. Im Falle des Mobiltelefons wäre ein solcher emergenter Gegenstand das Empfinden von *Aktualität*. D.h. das Telefon hat dann nicht nur einen Möglichkeitenhorizont, dass es klingeln könnte, dass diese oder jene Person dran sein könnte, sondern es drückt die Möglichkeit der Aktualität selbst aus.

Aktualität heißt dabei im vorliegenden Fall, dass man an etwas Teil hat, was soeben geschieht oder geschehen ist, so dass man *selbst auch aktuell* ist. Auf dem Laufenden zu sein, heißt, an etwas Teil zu haben, was außerhalb meiner Sphäre geschieht bzw. geschehen ist und was mir als bedeutsam gilt, was mich meine eigene Aktualität spüren lässt. Ohne Frage macht es nun das Mobiltelefon aus, beständig ein Versprechen von Aktualität herzustellen. Viele Menschen sind von diesem Versprechen bezaubert, aber wohlgermerkt nicht davon, dass dem Telefon Möglichkeiten der Kommunikation appräsentiert sind, sondern, dass auf Basis dieser Möglichkeiten ein Gegenstand vermeint wird, der analytisch nicht in diesen Potenzialitäten steckt. Die Aktualität steckt weder im Mobiltelefon als wahrgenommener Gegenstand, noch in den Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme mit anderen Menschen, sondern wird auf Basis des Gegenstandes und seiner Möglichkeiten intentional vom Subjekt hergestellt. Kurz gesagt gibt es erstens den Gegenstand, zweitens das Diaphane, also das, was vom Gegenstand durchschimmert, und drittens fakultativ schließlich auch die Gegenstände, die auf Basis des Diaphanen gebildet werden [Beispiele: Ekel, Aktualität].

Da nun die Konsumentenbiographie der meisten Menschen von solchen Quasi-Gegenständen wie der Erwartung von Aktualität und der Aktualität selbst geprägt

ist, kann man nicht davon sprechen, dass das Diaphane eine marginale und im engeren Sinn ästhetische Kategorie darstellt, wie es im Regelfall behauptet wird. Im Gegenteil: das Diaphane und die Gegenstände, die sich in ihm bilden, bilden gegenüber dem Manifesten von ihren Erlebnisqualitäten her gesehen den wichtigeren Teil des Lebens. Erleben heißt so, nicht in erster Linie Dinge und Konstellationen von Gegenständen zu erleben, sondern das Diaphane, das dem Manifesten anhaftet.

Die Kultivierung dieses Diaphanen lässt sich anhand der Landschaftswahrnehmung näher ausführen. Die Wahrnehmung einer Landschaft ist allgemein ausgedrückt dann diaphan, wenn „hinter“ der reell gegebenen Anschauung, hinter dem, was ich tatsächlich unmittelbar sehe, etwas in Affektivität Vorgezeichnetes Potenzielles steckt. Möglichkeit als Vermutetes und Beigabe vom wahrnehmenden Subjekt mischt sich dann mit Aktualität, eine Mischung, die sich gut anhand der Kriegslandschaft aufzeigen lässt: Marschier man als Soldat aus einer Friedenslandschaft an die Front, die von der feindlichen Artillerie beschossen wird, so zeichnen sich die Möglichkeiten von Deckung vor den feindlichen Geschossen bzw. fehlender Deckung in die Landschaft ein, ohne dass sich der Anblick selbst ändern würde. Orte der relativen Sicherheit und Unsicherheit zeichnen sich dann in die Wahrnehmung der Landschaft ein, ohne gesehen zu werden. Die Möglichkeit, dass eine Mauer genügend Schutz vor den möglich einschlagenden Geschossen des Gegners Schutz bietet, wird ja in nichts visualisiert, erscheint nicht als Vorstellung und auch nicht als Begriff: sie ist affektiv appräsentiert, also eine „Hinzuwahrnehmung“ im Medium der Affektivität, die den Sinn der Wahrnehmung erst ausmacht. Die Mauer beispielsweise würde man in Friedenszeiten in der Regel gar nicht in gesteigerter Hinwendung wahrnehmen. Affektive Appräsentierung heißt dabei zunächst schlicht, dass man Gefahr und Sicherheit fühlt, und zwar als ein Fühlen, das epistemisch und doxisch sehr differenziert ist: die Gefahr hat eine Richtung, von der sie ausgeht, sie hat ein Ziel, sie hat Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, wobei eine Unmöglichkeit die stabile Mauer ist, die so als Schutzort aufscheint.

Wird die gegnerische Artillerie ausgeschaltet, so wird die Landschaft wieder anders wahrgenommen werden, da die Möglichkeit, beschossen und getroffen zu werden nicht mehr besteht. In dem Falle treten die alten Möglichkeitsbestände in den Hintergrund und verblassen dort sehr schnell vollständig, während andere Möglichkeiten sich einzeichnen, so z.B. dass man sich auf die andere Seite der

Mauer setzen kann, um dort die Sonne zu genießen. Feine Analysen dieser Art legt Kurt Lewin in dem Text *Kriegslandschaft* (Lewin 1982) vor, in dem gezeigt wird, dass sich über den realen Raum ein Möglichkeitsraum legt, der die Raumwahrnehmung als Erlebnis wesentlich ausmacht.

Genau dieses Diaphane suchen wir, nur eben unter einem anderen hedonistischen Vorzeichen. Gesucht wird ein Lustgewinn darin, das bloß Mögliche, aber als Möglichkeit reell Gegebene und Empfundene als Lust zu empfinden. Das dem Manifesten anhaftende, das Diaphane, erschöpft sich dabei nicht darin, eine Vorfreude auf das Kommende zu sein, sondern kann weit darüber hinaus eine Freude für sich bilden, d.h. nicht nur ein kurzer Moment sein, sondern dauerhaft bewohnbar zu sein.

Diese Bewohnbarkeit lässt sich am Erleben eines Landschaftsparks zeigen, der als Raumausschnitt so komplex und ausgedehnt ist, dass man nicht zu einem Zeitpunkt und an einen Ort alles gleichzeitig von ihm sehen kann. Der Schlosspark Schwetzingen bei Mannheim ist ein solcher landschaftlich verdichteter Ort, in dem künstliche Wasserfälle, Aquädukte, die Nachahmung einer Moschee, eine Orangerie, das Schloss selbst, Teiche, Wasserläufe, Blickachsen, Alleen und Türme verteilt sind. So wie bei einem schmackhaften Essen würde man am liebsten gleichzeitig alles herunterschlingen bzw. ansehen, aber alles schnell zu durchlaufen, auf dass man das Ganze gesehen hat, wäre hedonistisch betrachtet die falsche Strategie. In diesem Falle würde man nicht nur das, was man sehen kann, im schnellen Durchsehen in seiner Attraktivität verbrauchen, sondern auch die Möglichkeiten, etwas zu sehen. Denn steht man an einem Punkt des Parks und hat noch nichts sonst gesehen, so ist es natürlich das Durchscheinen dessen, was man sehen können wird, was die Freude am Schlosspark ergibt.

Der Vollgegenstand „Park“ wird also nur partiell angeschaut, ist aber als ganzer Gegenstand implizit präsent. Dieses Implizite ist dabei eine sehr unklare Vorzeichnung, deren hedonistischer Vorzug darin liegt, den Eindruck von unbestimmten, aber ganz bestimmt freudvollen Möglichkeiten zu haben. Man weiß als Parkbesucher, dass das Glück vor ihm liegt, aber man weiß nicht, was als nächstes kommt. Zuviel vom zeitlich und räumlich Vorausliegenden zu wissen, eine zu große Transparenz, würde das Kommende ein Stück weit entwerten und entzaubern. Gar nichts zu wissen, kein Durchscheinen zu erleben, würde ebenfalls zu einer Erlebnisnivellierung führen. Anders ausgedrückt: Das Störende am

vorausliegenden Glück ist das Wissen um das, was kommt. In diesem Wissen wird das kommende Glück ein Stück weit zur Last.

Nur wenn das Glück unbestimmt in seinem Kommen gespürt wird, kann es vollkommen sein. Wissen, dass das Glück vor der Haustür liegt, aber nicht wissen, was als nächstes ganz konkret kommt – das ist eine Grundbedingung für dauerhaftes Lusterleben. Der Schlosspark Schwetzingen kann diese sehr anspruchsvolle räumliche und zeitliche Diaphanie des kommenden Glücks erfüllen, wenn man als erlebendes Subjekt jede begriffliche und imaginative Vorstellung von dem, was noch zu besuchen ist, ablegt.

Das Glück enthüllt sich in dem Fall nur in dem Maße, wie es gerade nötig ist. Immer dann, wenn das Glück thematisch vorgezeichnet werden muss, wird wieder ein Teil von ihm transparent. Dieses Wechselspiel von Opazität und Transparenz, von Aktualität und Potenzialität, transformiert natürlich den Ort, an dem man sich aufhält, vor allem in ein „Vor“, und zwar auf die Weise, dass das Protentionale als unbestimmte Vorzeichnung des Kommenden eine Freude für sich ist, unabhängig von nachfolgender Erfüllung, obwohl es eine beständige Dynamik gibt, in der das Protentionale in das Aktualisierte übergeht. Der Ort ändert sich auf die Weise, dass man sich beständig in einer Sphäre des sich Abzeichnenden, Diaphanen aufhält, die keinen physikalischen Ort darstellt. Der Schlosspark wird nämlich in eine Möglichkeitsphäre transformiert, in der die vorgezeichneten Möglichkeiten, weiteres zu entdecken, ein Übergewicht gegenüber dem gerade aktuell in Anschauung Gegebenem erbringt.

Im Schlosspark zu sein bekommt damit eine zweifache Bedeutung: physisch anwesend zu sein und den Park zu sehen, heißt noch lange nicht, in der Möglichkeitslandschaft des Parkes zu sein, die phänomenologisch ein Zwischen der Zeit und ein Zwischenraum ergibt. Dieses Zwischen ist nicht physikalisch zu erfassen und auch nicht mit einem Vokabular, welches sich auf die Erfassung des Objektiven stützt, sofern es davon ausgeht, dass das subjektive Erleben ein Korrelat außerhalb des Subjektiven besitzt und dadurch in seiner Wirklichkeit abgesichert ist. Richtig im Schlosspark zu sein, also vollends in die Sphäre des Möglichen, das reell in Affektivität gegeben ist, einzutauchen, ist keine einfache Übung, da ein Verhältnis von Teil [aktuell Gesehenes] und Ganzes [Vollgegenstand Park] gesucht ist, in dem das Ganze in den diaphanen Vorzeichnungen verallgemeinert

Der Hedonismus des diaphanen Sprechens

Lust und Unlust des Durchscheinens wurde anhand verschiedener Sinne, dem Sehen [Landschaft] und dem Tasten [Erotik] dargestellt. Die Bezauberung durch den Möglichkeitenhaushalt des Kapitalismus als weiteres Beispiel für die diaphane Lust deutete darüber hinaus auf die Sprache als Medium des Durchscheinens hin. Wir wollen im folgenden diese Diaphanie des Sprachlichen weiter untersuchen.

Der Mensch lebt als sprachbegabtes Wesen darin beständig über seine Verhältnisse, dass er den Sinn von Begriffen und Sätzen nur näherungsweise versteht, zugleich aber darauf beharrt, dass eine besondere Klarheit der Sprache gegeben ist, die es zu dem herausragenden Medium der Evidenz macht. Wo also Sinn und Bedeutung klar und distinkt sein sollten, scheint das Verstehen nur hindurch.

Paradigmatisch aufzeigen lässt sich dieses Durchscheinen in Anlehnung an William James anhand des „Auf-der-Zunge-Liegens“: man möchte sich an den Namen eines Tiers erinnern, ist sich sicher, dass man den Namen kennt, aber die Erinnerung kommt nicht zustande. Obwohl man es nicht schafft, sich den gesuchten Namen zu vergegenwärtigen, gelingt es doch, den Begriff näher einzukreisen und kategorial näher zu bestimmen. Die Vielzahl der Näherbestimmungen, also „Tier“, „Säugetier“, „Landbewohner“, „ohne Flügel“ ließen sich auch sprachlich explizieren, aber auch ohne diese Überführung in das Medium der Sprache ist dieses Wissen präsent, und zwar in der Form des Fühlens. Die klassifizierenden Bestimmungen sind als Gefühl präsent, was letztlich auch den Ausdruck „Mir liegt etwas auf der Zunge“ bestimmt (vgl. James 1909, 162ff.).

Dieses Durchscheinen des Sinns ist im Falle der scheiternden Erinnerung ein kleines Ärgernis, da es einen Mangel anzeigt: man wollte sich erinnern, aber das gesuchte Wort stellt sich nicht ein. Anders verhält es sich bei dem Gebrauch von abstrakten Wörtern, die ebenfalls in der Regel nicht distinkt verstanden werden, sondern diaphan. Die Leere, also die Leervorzeichnung näherer Klassifizierungen, wird hier in der Regel nicht als Mangel empfunden, sondern als Fülle, als Verstehen. Genealogisch betrachtet ist es zum Beispiel so, dass die meisten Begriffe der Philosophie ein Stadium des Durchdenkens von etwas bezeichnen, das in der Mitte stecken geblieben ist. So spricht Husserl in der Phänomenologie

von Phänomenalität, von Hylé, von Noema und Noesis auf die Weise, dass all diese Begriffe eher Eigennamen für ungelöste Probleme sind, also bloße Einkreisungen von Lösungen, als etwas auf den Punkt zu bringen. Man kann es auch so sagen, dass die Ursprungsfragen nicht hinreichend beantwortet werden, sondern zu einem Teil lediglich Eigennamen bekommen, so dass z.B. *Noema* der Name für die Frage nach dem Sinn des Noema ist.

Wollen sich nachfolgende Philosophen nun dieses Begriffes bedienen, so kann sein Sinn naturgemäß nur durchscheinen, d.h. so wie beim fehlgehenden Erinnern nur in Klassifizierungen bestehen, die das Gesuchte einkreisen, es aber nicht auf den Punkt bringen. Aus Sicht des Diaphanen sind diese Begriffe Ellipsen, die aber auch mehr enthalten, als der reine Begriff verspricht, nämlich ein Übergewicht ab Sinnressourcen.

Heideggers Sprache ist von dieser Diaphanie geprägt: insbesondere sein Spätwerk stellt eine Verrätselung dar, die das Heideggern als diaphanes Moiré zum Nachteil des Inhaltes in den Mittelpunkt stellt und nicht wenige Menschen bezaubert bzw. verprellt. Der von Heidegger verärgerte Mensch ist dem vergleichbar, der sich vergeblich erinnert und nur vage Klassifizierungen des zu Erinnernden als Gefühl erhält und weiß, dass das nicht hinreicht. Der von Heidegger Bezauberte hingegen ist jemand, dem das Übermaß an möglichen Bedeutungen eine Freude an sich ist. Würde er diesen Überschuss sprachlich explizieren können, also den Ausdruck deutlicher machen können, so würde die Bezauberung nicht zunehmen, sondern abnehmen, da die Möglichkeiten in eine tendenziell banale Wirklichkeit überführt werden würden.

Heideggers Vorgehen zur Erzeugung eines Schweifs an möglichen Bedeutungen lässt sich so formalisieren, dass eine alltägliche Erfahrung in einem (semi)abstrakten Begriff wiedergegeben wird, dessen Verständnis nur vage vorgezeichnet ist. Heidegger erfindet sich also abstrakte Ereignisse, so wie jede Religion in starkem Maße abstrakte Ereignisse hervorbringt. Z.B. gilt im Katholizismus Masturbation als Sünde, wobei die Masturbation die Inkarnation der Sünde ist. Die Selbstbefriedigung ist aber als Erlebnis nicht originär das Erlebnis des Sündigens: beide Erlebnisse können von einem Subjekt zusammen erlebt werden, aber sie sind auch dann nicht dasselbe. Denn die *Masturbation als Sünde* ist die Anwendung eines abstrakten Begriffes, dem Gültigkeit zugesprochen wird, auf ein konkretes Erlebnis, auf dass sich dieses originäre Erlebnis in die Inkarnation des zunächst Abstrakten realisiert. Dabei ist diese

Realisierung nicht metaphysischen Charakters, sondern vollkommen real, wird sie erlebt; so real, wie jemand den Verzehr von Schweinefleisch als Sünde erleben kann.

Bei Heidegger findet sich ohne Unterlass eine solche Bildung von abstrakten Erlebnissen, so zum Beispiel im Begriff *Ruf*. Damit ist ein Gewissensanruf gemeint, der keinerlei Inhalt trägt, also kein Gewissensbiss ist, wie der, der sich dem orthodoxen Juden aufdrängt, wenn er nicht koscher gegessen hat. Der Ruf Heideggers bezeichnet im weiteren ein Gewissensbiss, der sich auch keinerlei Sprache bedient, also eine Stimme im Schweigen ist, was keineswegs so schwer zu verstehen ist, macht man sich klar, dass ideengeschichtlich der *Ruf* von Heidegger eben aus den passiven Synthesen Husserls heraus abgeleitet ist. Da wir diesbezüglich ein Vorverständnis haben, fällt es uns leicht, einige banale Beispiele für den Ruf zu finden, so etwa die unbestimmte Anwendung noch etwas zu essen, eine Kleinigkeit, nicht süß, auch nicht salzig, wohl aber pikant. Diese unklare Absicht bedient sich keiner Stimme, sie schweigt, aber sie sagt etwas.

Nun meint Heidegger mit Ruf im Besonderen eine Anrufung, seine fundamentalontologische Bestimmung als Seiender zu verwirklichen. Diese Möglichkeit zum Sein zu ergreifen bleibt indessen in Heideggers Werk vollkommen unbestimmt, so dass unklar ist, was das abstrakte Erlebnis *Ruf* zu bedeuten hat. Trotzdem und gerade deswegen zeigen sich manche Menschen davon angesprochen, genauer von der Erfindung eines abstrakten Erlebens, dessen begrifflicher Kern so unklar ist, dass er wie beim fehlgehenden Erinnerungen nur näherungsweise kategorisierend bestimmt werden kann. Wie im Falle des Möglichkeitenhorizontes des Mobiltelefons, der den emergenten Gegenstand „Aktualität“ apperzipiert, ist auch beim Ruf Heideggers eine solche Emergenz eines abstrakten Gegenstandes zu finden.

Diese Vorgehensweise, die beispielsweise in den gelebten Religionen sehr stark ausgeprägt ist, schafft Erlebnisse als Inkarnationen einer je abstrakten Begrifflichkeit, was allgemein auf die Weise im Alltag positiv ist, als dass es Inhalte und Erlebnisse schafft, wo ohne die Religionen keine wären. Wir sprechen also von einer Belebung der Erlebnisfülle des Lebens, die ohne abstrakte Doppelung eines originären Ereignisses nicht möglich wäre. Der Verflachung des Erlebens entgegengesetzt zu sein heißt aber noch lange nicht, auch von besonderem hedonistischen Mehrwert zu sein.

Lassen wir also die Religionen beiseite, die hermeneutisch sehr komplexe

abstrakte Ereignisdoppelungen vornehmen, die sowohl moralisch wie auch hedonistisch zweifelhaften Charakters sind. Das weite Feld des diaphanen Sprechens als *plaisir du texte* werden wir nun der Übersichtlichkeit halber auf einen Fall beschränken. Es handelt sich dabei um die Erinnerung, die darin eine besondere Neigung zur Diaphanisierung des einstmals Erlebten hat, dass sie wohl das Originalerlebnis erinnert, aber oft anhand einer Wertsetzung, die es zu einem abstrakten Erlebnis macht. Das ursprüngliche Ereigniserlebnis wird also in seiner Überschreibung durch die Inkarnation eines Wertes, der erst in der Erinnerung zur Anwendung kommt wesentlich verändert. Kurz gesagt, kommt es darin zu einer Erinnerung an etwas Abstraktes, dass der Wert selbst sich vollzieht, während originär etwas Anderes erlebt wurde. Da dieser fiktive Vollzug des Wertes, als dessen konkreter Ausdruck das Originalereignis gilt, zwar begrifflich fest gemacht werden kann, aber als Begriff nur in Sinnfeldern, in affektiv vorgezeichneten Leerintentionen appräsentiert ist, kommt es zu einer Diaphanisierung. es liegt also eine zweifache Transformation vor: (1.) vom Originalerlebnis zur Inkarnation eines Wertes in der Erinnerung und (2.) als begrifflich gefasste Erinnerung kommt es zu einer Diaphanisierung, die nichts anderes besagt, als dass die begriffliche Fassung nur halbbestimmte Bedeutungen umfassen. Die Erinnerung verdankt sich dabei in ihren Erlebnisqualitäten wesentlich der diaphanen Bedeutung, die gerade in ihrer Vagheit eine Bezauberung ergibt.

Ein Beispiel: ich erinnere mich, einmal in einem Mehrfamilienhaus gelebt zu haben, in dem meine Nachbarn eine unangenehme soziale Gesamtatmosphäre hervorgebracht haben. Ein Aspekt dieses gestörten Wohnumfeldes ist eine alte Dame in der Wohnung über mir gewesen, die von Montags bis Freitags stets um sechs in der Frühe aufgestanden ist, um von da an lautstark in der Wohnung herumzugehen, Schubladen manisch auf und zu zu machen, einen Wasserhahn dutzende Male hintereinander auf- und zuzudrehen usw. Für mich war diese Ruhestörung damals unangenehm, aber ich merke in der Erinnerung daran, dass diese Dame ein Erwerbsleben simulierte, da sie als Rentnerin sonst keine inhaltsspendenden Tätigkeiten besaß. All der Lärm ist also Ausdruck einer Person gewesen, die in der Simulation von einem Arbeitsleben ihr eigenes Dasein stabilisierte.

Erinnere ich mich an diese Simulation, dann wird all das konkrete Verhalten der Dame, das bei mir in der Wohnung als Lärm ankam, zur Inkarnation dieser Lebensstrategie. Diese Abstrahierung vom Konkreten ersetzt also das

Originalerleben und erfreut mich als Erinnernden, weil die Weise des scheiternden Daseins der Dame über mich nur als diaphaner Schweif erreichen kann. Faktisch ist es so, dass die Dame Opfer ihrer eigenen Lebendigkeit ist, die sich ihr aufdrängt, und die gelebt werden muss. Da sie sonst keine Möglichkeiten besitzt, ihr Leben zu leben, greift sie auf das Erwerbsleben zurück, auf dessen Simulation, die eine Selbstverknappung darstellt. All diese Vorgänge sind nicht sichtbar; wollte ich sie sprachlich explizieren, gelänge das nicht, da die Maschinerie der Selbstverknappung ihren Sitz im Leben selbst hat, welches als Kraft unsichtbar und ohne Namen ist.

Ich muss mich also an vage Sinnfelder halten, die nicht distinkt-begrifflich präsent sind, sondern so wie im Falle der fehlgehenden Erinnerungen als affektiv-doxische Leerintentionen appäsentiert sind. Was ich verstehe, ist nichts als eine Annäherung an den Sinn, den ich ausdrücken will. Ich schaffe es aber nicht, aber dieses Scheitern ist kein endgültiges Scheitern, sondern nur die Bedingung dafür, mich an ein abstraktes Ereignis zu erinnern, das ich zum damaligen Zeitpunkt so nicht erlebt habe und begrifflich nicht richtig fassen kann. Diese Unfassbarkeit ist dabei kein defizienter Modus des Sprachlichen, sondern macht die kleine Freude an der Erinnerung erst wesentlich aus.

Ich erinnere mich weiter an meine vietnamesischen Nachbarn, die mich nur erkannten und grüßten, wenn ich sie im Haus traf; außerhalb des Hauses erkannten sie mich offenbar nicht. Was früher im Originalerleben leicht unangenehm war – das tausendste Element eines gestörten sozialen Umfeldes – wird in der Erinnerung zu einem abstrakten Ereignis, da die Vietnamesen offenkundig nie in ihrer neuen Umgebung angekommen sind und ihre Wahrnehmungstypik außerhalb des engsten Wohnumfeldes auf Durchzug stellen.

Erinnerungen dieser Art gewinnen ihren hedonistischen Mehrwert dadurch, tendenziell unangenehme Originalerlebnisse durch belebende und freudvolle abstrakte Erlebnisse weitgehend zu ersetzen, ohne die Identifikation des sich aktuellen Erinnernden mit dem Subjekt des damaligen Erlebnisses und dessen Gehalts aufzuheben. Dabei spielt neben der Abstrahierung auch die Diaphanisierung eine bedeutende Rolle, da das abstrakte Erlebnis in aller Regel nicht klar verstanden wird, weder der Erlebnistyp, noch das konkret erinnerte in seiner Abstrahierung, und stattdessen in seiner Bedeutung nur allgemein bestimmt vorgezeichnet ist. Diese affektiven Vorzeichnungen bilden als Ahnung des Sinns wesentlich die Bezauberung vom Sinn und übersteigen einen begrifflich klar

gefassten Sinn oft an Intensität, wenn sie auch epistemisch zweifelhafter und minderwertiger Natur sind.

Denkt man daran, wie viel Unglück und Leiden das diaphanisierete Erinnern zustande bringt, wird einem auch die Bedeutung dieser Sprechweise deutlich. Viele Menschen haben nämlich die Neigung, sich an negative Erlebnisse mittels moralischer Kategorien und Begriffe zu erinnern. Diese haben die starke Tendenz, vom einstmaligen Erlebten zu abstrahieren und stattdessen nur die Inkarnation als „Bösartigkeit“, als „mit voller Absicht geschehen“ und „Ungerechtigkeit“ zu erhalten. Die so destillierten „reinen“ moralischen Vollzüge, die als abstrakte Ereignisse zugleich stark diaphanen Charakter haben, da niemand weiß, was die Verletzung eines moralischen Wertes ausmacht, wissen sehr zu beschäftigen, d.h. der innere Dialog wie der mit anderen Menschen wird durch das abstrakt-diaphane Erinnern zu einem Ort parfümierten Leidens. Parfum will dabei besagen, dass der Grund des Leidens, die Ungerechtigkeit, zerstäubt worden ist und nur noch passiv-synthetisch ahnungsvoll vorgezeichnet ist.

Abschließend: was ist von dem diaphanen Hedonismus zu halten? Die genannten Beispiele haben den Zweck, einen zentralen „Ort“ des Lebens zu benennen, nämlich das Mögliche, welches als Möglichkeit effektiv gegeben ist und zwar im affektiven Erleben. Zwar ist jede so erfundene Möglichkeit für sich ein Beinahe-Nichts, das sofort vergeht, aber die Möglichkeiten als solche vergehen nie, d.h. das Leben in diesem „Zwischen“ vergeht nie, da es sich beständig erneuert. Es bildet einen wesentlichen Aspekt der Existenz, der in Folge seines merkwürdigen ontologischen Charakters, als Möglichkeit unsichtbare und affektive Wirklichkeit zu sein, verkannt wird. Möchte man aber ein hedonistisch gutes und erfülltes Leben führen, dann bedarf es einer Kultivierung der „abwesenden Gegenwärtigkeiten“.

Literaturverzeichnis

- Husserl, Edmund: Analysen zur passiven Synthesis, aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten 1918-1926, Den Haag, Hg. M. Fleischer, Hua XI, in: Gesammelte Werke, Den Haag/Dordrecht/Boston/Lancaster, Martinus Nijhoff 1966a
- , Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (1893-1917), hrsg. von R. Boehm, Hua X, in: Gesammelte Werke, Den Haag/Dordrecht/Boston/Lancaster, Martinus Nijhoff 1966b
- W. James: Psychologie, übers. v. M. Dürr, Leipzig: Verlag von Quelle und Meyer 1909

Lévinas, Emmanuel: Totalität und Unendlichkeit: Versuch über die Exteriorität,
übers. von W. Krewani, Freiburg und München: Alber 2003

Lewin, Kurt : Kriegslandschaft (1917). In: Ders.: Werkausgabe, Bd. 4:
Feldtheorie. Hrsg. von Carl-Friedrich Graumann. Bern, Stuttgart: Huber, Klett-
Cotta 1982